

Offener Schreibbrief von Lizzie Kaufengel.



No. 213. —
Schöne Zeit —
weisse Se, daß ich den Luhn gar nicht los wer'n kann? Der Philipp, was mein Hosband is un der Bedesweiler, die

tide wie die Stiere. Se sage, wann se morgens noch gar nit dran denke dehte uffjucken, dann dehte se schon mit mei Gebudel in ihren beste Schlof distörbt wer'n. Amwer ich kann nit helfe. Die Bedesweiler hot gefaget, es wär ja ganz schönes Lied, amwer mer bräucht beswege noch nit in Rappierich zu gehn, ich wär in so Sache viel zu sentimentalistisch un zu schafte. So ebbs deht heutzubag nit zahle. Ich hen gefagt: „Du kannst fage, was du willst, ich losse mich mein Sinn for die Jugend un die Rememderenz nit nemme. O, schöne Zeit, o selige Zeit —“ Der schie gobs egenn, hot die Bedesweiler gefagt un is fort. Ich kann ihne jage, die Sengen-Saffetthee hot mich artig Freud gemacht un ich hätt gar nit mehr mitaus sie sein möge. O paar Dag zurüd hen mer auch e Mieling gebabt, for die Affischerich se edete un en Name for unsern Verein zu finne. Ich hen off Kohrs auch e Scheppe trigt, amwer ich sin zu die protokollirende Sedeterie gewählit worde. Das is en leffer Schapp, das weis ich aus Esperiens, bitahs ich sin schon in plentie Labbsches un den nämliche Ehrenamt edektit worde. Groste Trubel hot's gemacht, en Name for unsere Saffetthee zu finne. Do hätte Se emol höre solle, was do for en Stoff propostit worde is! Die eine Lehdie hot gedenk, mer sollte uns die Lehdie nemme; e andere hot gemeint, Fergittminakt wär besser fill un e dritte sagt, Lehdies Sengerstlob Minerfa wär das schönste. Den Name hen mer all gut gegliche, amwer bitahs die Lehdie, wo die Mofschchen gemacht hot, hot nit edakhele könne, was es eigentlich meine duht un auch keine von uns andere hot gewis, was Minerfa meint un do hen mer die Mofschchen duungenoost. Wie mer noch for so ebant e halwe Stund getahst un getahst hatte un zu keinem Riesolt komme sin, do hen ich gefagt: „Ich bitte emol um's Wort, Missis Seehmann, es is ja schon e ganze Lat Suddtischessichs gemacht worde, amwer ich dehte doch, daß mir e deitsche Saffetthee sin un for den Riesen auch en deitsche Nelm hen sollte. Wann mir deitsche Saffetthees die deitsche Lengwitsch nit uffalte solle, mer soll's dann duhn Warum solle mir drum etum gehn, wie die Koch un den heize Brei? Warum nit freht jage, was mer sin? Ich mache for den Riesen die Prapposichs, daß mer uns „Lehdies Gesangsverein Schwergien“ heis! Sedten die Mofschchen, sedten die Mofschchen, hen se von alle Seite gehalten un wie mer e Wodum dran genommen hen, do is mei Prapposichs einstimmig angenommen worde. Sie könne imatichne, daß mich sell hot gut fühlte mache. Un unfere Weg hem, ich mit all die Lehdies in den Droastor gestappt un hen se zu en Tisch Esistriem getriet. O, ei tell juh, ich weis was prapper is. Am folgende Dag hen mer Nachts wider Richörlel gebabt un do is es artig lebhaft zugange. Mer hen wider mei Lieblingslied „O schöne Zeit“ gesunge un ich hen wider lossefucht, daß es e Schelm war. Wie mer in die Mitt von den zweite Bersch ware, do hot der Professor gekloppt un do hen mer all still sein müsse. Er hot dann gefagt: „Lehdies, den Weg geht's nit weiter; es is e Weus unner ihne, die pueint den ganze Gesang un wann das nit stappe duht, dann kann ich mein Weg nit fier seh, wie ich ihne weiter Instodschens gewine soll. Es is ihne Ihr Bihneß selbst die Lehdie auszu-finne, wo so den Wies un die Did-

nisse von die Saffetthee distörbe duht.“ Do is es amwer los gangel Lizzie, hot die Bedesweiler jlagt, ich dehte, er meint dich, bitahs unner uns gefagt hen ich immer genobith, daß mit deine Weus ebbs die Mätier sin muh; wann du in die Höh gehn duhst, dann duhst immer faund, als wann en ungegriehter Bridwage immer e Treffelbritsch gehn duht. Du zersiff nit mähd an mich sein, amwer den Weg duht's faunde. Well, hen ich gefagt, daß duht amwer doch einige biete! Du willst immer meine Weus spreche Du, wo noch nit so viel Ruhstid in sich hot, daß du weis, wann en Hund in Gffmol obder in Gfhuhr gauze duht, oder ob es nur en tammener, effriedeh Bart is! Gafsch, do hot se amwer en Kopp kriegt, der war so roth wie Zinnober un e paar Auge hot se gemacht, die war so groß wie Sahfersch. Well, ei lieblehr, hot se gefagt, wann das nit die Limmis is, dann geh ich's uff! Hau sehr juh! Ich hen schon in den Kweier in die Kirch gesunge, do hot du noch keine andere Musfid gefenn, als wie e Greins-Orgen un e Mauldrommel. Ich weis, daß ich keine Gründ Appereh Weus hen, amwer mit dich nemm ich's noch einige Zeit uff. So hen mer for e ganze Weis gefeit un die andere Lehdies hen sich getidelt, bitahs mir hen so en Schoß aus uns gemacht. Schließlich hot eine von die Lehdies gefagt: „Ich kann nit seh, ob mir hierher komme sin, for e Feit zu hüme, oder ob mir singe solle. E Wummen, was nit singe kann, hot iwverhaupt kein Bihneß zu unsere Saffetthee zu belange un ich dehte, es is an dem Professor, daß er die Lehdie sage duht, daß se stappe soll zu singe.“ Do jagt der Professor, er deht ganz denselwe Weg fühlte; er hätt amwer gedenk, die betreffende Lehdie hätt selbst so viel tammene Seng, zu twoit. „Un ich will ihne for den Riesen denn auch sage, daß Sie es selbst sin, wo noch nit so viel Weus hot, for das Lied Ach du lieber Aujustin zu singe. Die zwei andere Lehdies sin die Willersch von unfere Kweier un ich hoffe, daß mer die nit verliere.“ Sieh, hen ich zu die Bedesweiler gefagt, das deht wider emol, daß mir der Stoff sin. Die Bedesweiler war ganz von die nämliche Appinjien un wie mer noch emol das Lied „O schöne Zeit“ dorchanomme hatte, do sin mer wider Esistriem esse gange un diesmal hot die Bedesweiler uffgeseht.

Mit beste Riegards Yours Lizzie Kaufengel.

Wer mit aller Welt gut Freund ist, ist kein guter Freund.

Die Vegetarier haben jetzt gut Laufen.

Wenn einer sagt, es gebe auf der Welt keine Ehrlichkeit — der hat sich selber wohl erkannt.

Auf einem sehr großen Fuße kann die Königin von Siam nicht leben, denn ihre Schuhe messen nur 1½ Kindermaß.

Senator Smoot muß gehen, sagt das Senatskomitee. Graulam! Erst muß er „laufen“, um den Sitz im Senat zu kriegen, und nachdem er den Sitz hat, soll er gehen.

In St. Paul sind die Vertreter der verschiedenen Frauclubs eifrig damit beschäftigt, die großen Tagesfragen zu lösen. Inzwischen sammelt sich die Wäsche an, die jährliche Hausreinigung steht vor der Tür und die Kinder laufen mit zerfetzten Strümpfen umher.

In Anbetracht der vielen aufgedeckten Schweinereien sollte unser Zeitalter anstatt das aufgellarte, das aufklärende heißen.

Eine gute Vorbedeutung.



„Fräulein Amanda, wollen Sie die Meins werden?“ „Sprechen Sie mit Papa!“ „Und wo ist er, wenn ich fragen darf?“ „Im Kaffenzimmer.“ „Ich gehe schon, das ist ein gutes Omen.“

Der kleine Lügenpeter.

Stizze von Elisabeth Hoepfner.

Kurtchen log immer. Es verging fast kein Tag, an dem er nicht seine Mutter durch einige Lügen der Verzweiflung nahe gebracht hatte.

Und es waren nicht etwa sogenannte Fabulierlügen. Nein, richtige ausgenachene Lügen, um sich vor Strafe zu schützen, und andern zu schaden.

Ja sogar nur um andern zu schaden, log der kleine, sechsjährige Kurtchen.

Was dabei in seinem Gehirne vorging, wer vermochte das zu erründen!

So kam er einmal nach Hause und erzählte der Köchin flüsternd, daß der Bruder Karl heute in der Schule „eingeschrieben“ worden sei. Er hätte es von dessen Klassenossen Heinz in der Pause erfahren.

Die alte Marie bereitete nun die Mutter schonend auf den Fall vor.

Als aber Karl nach Hause kam, stellte es sich heraus, daß er frei war von Schuld und Fehle und daß Kurtchen wieder einmal gelogen hatte.

Und dabei sah einem der Junge mit seinen offenen, tiefblauen Kinderaugen so treu und ehrlich in's Gesicht, daß es einem jedes Mal als ein Verbrechen erschien, an seiner Wahrhaftigkeit zu zweifeln.

„Lügenpeter!“ So nannten ihn bald seine Geschwister. „Wenn das man nich wieder gelogen is!“ war die ständige Redensart Karl's bei des kleinen Bruders Erzählungen.

Die Mutter aber behandelte den Jungen mit einer Strenge ohnegleichen. Sie rief den Vater, so oft das Kind log, herbei, und dieser kannte keine Gnade. Und trotz alledem konnte Kurt das Lügen nicht lassen. Er log, log, log, so sich ihm inend eine Gelegenheit bot.

Doch von einem Tage an wurde es anders. Das blonde Mädchen von Baumeister's, Kurt's kleine Spielgefährtin, war bei ihm zu Besuch. Und die Mutter hörte, wie Kurt dem Mädchen allerlei Räuberpiisolen von seinem Bruder Karl aufstieß.

Während ergriff sie den kleinen Kurtchen und klopfte ihm tüchtig die Nase voll.

Kurt schämte sich beinahe zu Tode. Er lies davon und verdeckte sich im tiefsten Gebüsch.

Als ihm aber am andern Tage Mädchen über den Zaun hinüber erklarte: „Spiel un man allein, mein Mutchen erlaubt nicht mehr, daß ich zu dir komme, weil du solch ein Lügenpeter bist!“ da fürzten dem Kinde die Thränen aus den Augen, das Gesicht wurde dunkelroth, das kleine Gehirn arbeitete angestrengt, rathlos drückte der Junge die flachen Hände an die Knie und trampfte sie dann wieder zusammen.

Endlich sagte er mit einem tiefen Seufzer: „Ich will jetzt nicht mehr lügen!“

Schwester Marie hatte die Worte gehört und lachte hell auf: „Na Kurt, wenn das Wort eine Brüde wär, dann ging ich auch nich rüber! Du bist und bleibst ein Lügenpeter!“ Aber Kurtchen meinte es nicht nur ernst mit seinem Vorsatz. Nein, er fürhte ihn auch wirklich durch.

Allerdings, so ganz mit einem Male ging das nicht.

Das Uebel sah zu tief. Aber mitten bei seinen Räuberereien überquh sein Gesicht eine flammende Röthe, er frocte setundenlang und sagte dann mit einem Verlegenheitslachen: „Ich — ich hob ja bloß gepöschl. Das ist ja nicht wahr.“

„Wir haben es ja auch nicht geglaubt. Wir wissen ja, was du für ein Lügenpeter bist!“ antworteten die Geschwister.

„Aber ich bin kein Lügenpeter, ich will doch nicht lügen,“ verteidigte sich Kurt.

„Du hast ja aber eben wieder gelogen!“ antwortete man ihm. Mitunter gelang es dem Kleinen auch zu beweisen, daß er die Wahrheit gesagt hatte. Aber auch damit hatte er kein Glück.

Ja, als er sich bitterlich weinend bei der Mutter einmal beklagte, daß ihm seine Geschwister etwas nicht geglaubt hatten und ihn noch „Lügenpeter“ schalteten, wo er doch jetzt immer nur die Wahrheit sagte, antwortete diese ihm ganz gelassen: „Ja, ja, so geht's Kurt. Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er gleich die Wahrheit spricht.“

Kurt wurde von Tag zu Tag stiller. Er plauderte nur noch selten unbefangen wie früher.

Auch sein Appetit nahm ab und die ehemals so rothen Wangen wurden bleasser.

Das Mißtrauen, das ihm alle entgegenbrachten, nagte an seinem Herzen. Aber er blieb fest, er log nicht mehr. Einmal, als Kurt in's Kinderzimmer trat, fand er die Lampe in Trümmern am Boden!

Er bückte sich und hob ein Stück auf.

Im selben Augenblick trat Kurt's große Schwester in's Zimmer.

„Aber Kurt, was hast Du gethan!“ „Ich habe die Lampe nicht kaputt gemacht. Sie lag schon, wie ich in die Klube kam.“

„Lüg' nicht noch so unverschämt,“ fuhr ihn das Mädchen an.

Währenddessen war auch Karl herbeigetommen. „Na warte mal, das wird schon was geben; das sag' ich Mutchen!“ sagte er schadenfroh.

„Ich hab' es aber nicht gethan!“ „Lügenpeter, Lügenpeter!“ höhnte der Größere. Die Schwester aber faßte den kleinen Jungen mit festem Griff bei der Hand und führte ihn zu der Mutter.

„Mutchen, Kurt hat die Lampe im Kinderzimmer entzwei geschlagen; ich hab' es selbst gesehen! Und nun lügt er noch!“

„Was hast du schon wieder gethan!“ rief die Mutter und schüttelte ihn zornig am Arme.

„Mutchen, I lobes Mutchen, ich hab' es nicht gethan!“

„Kurt, Kurt, lügt du schon wieder! Du hast es doch versprochen, nicht mehr zu lügen.“

„Ich lüge auch nicht. Ich habe es wirklich, wirklich nicht gethan.“

Nun wurde die Mutter noch zorniger.

„O, du schlechter, schlechter Junge. Das erzähle ich dem Papa und der soll dich strafen!“

In Angst und furchtbarer Aufregung verbrachte das Kind den Nachmittag. Als es gegen Abend ging, begann sein Köpfschen zu glühen, der Körper wurde von Fieberchauern geschüttelt.

„Na ja, jetzt haste Angst,“ spottete Karl. „Aber was lügst du auch, es ist dir ganz recht!“

Als am Abend der Vater mit strengem Blick in das Kinderzimmer trat, stürzte ihm der Knabe entgegen und warf sich vor ihm nieder: „Papa, lieber Papa! Ich habe wirklich nicht gelogen. Glaube mir doch dieses eine Mal!“

Einen Augenblick stugte der Vater. Als aber seine Tochter bestimmet erklärte: „Papa, ich habe es selber gesehen!“ da überkam ihn ein heißer Zorn, und er ergriff den Knabenhals und verbaute den Jungen ganz tüchtig.

Zweimal hatte Kurt aufgeschrien. Dann ließ er still die Schläge über sich ergehen und ging auch ruhig und nur leise weinend in sein Bettchen.

Als aber die Mutter nach einer Stunde kam, um nach dem kleinen Sünder zu sehen, lag er mit glühend-heißem Kopfe da und die Augen glänzten fieberhaft.

„O Gott, o Gott, ich wollte doch nicht mehr lügen. Und nun glaubt mir doch keiner,“ so wiederholte er immer wieder und wieder. „Was soll ich nun bloß machen? Wenn ich doch schon lieber tot wär, wo mir doch keiner mehr glaubt,“ schrie er mitunter auf.

Der rasch hinzugezogene Arzt konstatairte den entsehten Eltern ein Nervenfieber.

Am andern Morgen aber gestand das Dienstmädchen mit Thränen in den Augen, daß sie die Lampe zerschlagen hätte.

Blauer Montag.

Die Forderung, die Arbeitszeit zu kürzen, die bei allen Lohnbewegungen der Arbeiter des jetzigen und des vergangenen Jahrhunderts eine gewichtige Rolle spielt, ist keineswegs moderne Ursprungs. Als die Zünfte noch blühten, kämpften bereits die Gesellen um die Verkürzung der Arbeitszeit. Während jedoch die heutigen Arbeiter möglichsie Einschränkung der täglichen Arbeitsdauer anstreben, bemühten sich die Junktagelöhnlügler darum, einen vollen Tag in der Woche frei zu bekommen. Dies war der Montag, der als „blauer“ bekanntlich keinen guten Ruf genießt.

Weshalb gerade der Montag als ständiger Feiertag allmählich herausgebildet wurde, liegt auf der Hand. Die Gründe finden wir überbies in der Wiener Steinmehrg- und Maurerordnung von 1550 niedergelegt. Dort heißt es, daß die Gesellen beiderhandwerke, so oft sie sich am Feiertag (Sonntag) „verweinen“, den andern und sonst etliche Tage feiern.

Wenn wir nun erfahren, daß die Meister anderer Gewerbe gleichfalls Sonntags zu Wein und Bier gingen, so werden wir es verstehen, daß die Meister anfangs beim „Montag machen“ der Gesellen ein Auge zubrideten. Sie möchten vielleicht selbst am Montag nicht thätig sein. Was nützte ihnen ferner ein nach genossenem Sonntag teineswegs arbeitsfreudiger Geselle?

Es meinen übrigens manche, daß an die Gewohnheit, Montag zu feiern, vornehmlich die Schuhmacher und Schneider schulden seien. Von ihnen hätten die Gesellen anderer Gewerbe gelernt. Die Schuhmacher und Schneider hätten regelmäßig am Sonntag bis zum Mittag arbeiten müssen, die anderen Stände fertigzustellen, die in der Woche nicht hätten vollendet werden können und dennoch am Sonntagnachmittag gebraucht werden sollten. Demnach würde ihnen der Montag als Ersatz für die eingebüßte Erholung eingeräumt.

Man dürfte also hier von Niederlichkeit und von Luth zum Zehen vorerst nicht sprechen. Es soll noch heute so sein, daß die Gesellen in Berliner Schuhmachertellern, zu deren Raubschaft hauptsächlich Arbeiter gehören, trotz der Sonntagsruhe am Sonntag überaus fleißig sein müssen. Denn nur am genannten Tag kann der Arbeiter sein meißens einziges Paar Stiefel entfehren. Die angestrengte

Thätigkeit des Schuhmachergesellen am Sonntag erweckt bei ihm das natürliche Verlangen, am nächstfolgenden Tag die notwendige Ruhepause eintreten zu lassen.

Außerdem können wir feststellen, daß man in früherer Zeit am Sonntag arbeitete, um nur dem Montag sein Recht zu sichern. Damals schreit den Gesellen das „Montag machen“ geradezu der Inbegriff alles Guten und Schönen gewesen zu sein. Es wird dies ersichtlich aus einem Brief eines Schneiders an seine Braut. Er schreibt diesen mit den Schmeichelnworten: „Nun, du mein immerwährender blauer Montag!“

Der Montag ist durchaus nicht poetelos. Wir besitzen sonst nicht einen Senger, der ihn verherrlicht. Zwei Strophen seines Gedichts mögen hier Platzfinden:

Ah, du allerhöchstem Madel Mit den blauen Augen dort. Blauer Montag ist ja heute. Warum läufst du uns denn fort? Blauer Montag, blauer Himmel. Blaue Augen, liebster Schah. Was nur blau und lüthig, hat ja Gout in unserm Herzen Platz.

Zwar wir wädel allzusammen. Unser Viedel so wie wir. Doch da können schlechte Schütler Und Poeten nur dafür.

Denn wir gehen ganz gerade. Nur die Stiefel gehen krumm. Und wir fingen wie die Reden. Doch was ist das Viedel dumm! Viedeldumm, Viedeldumm, Viedeldumm!

Blauer Montag! Ja, warum er eigentlic der blaue genannt wird, darüber ist man sich nicht recht enig. Die einen leiten die Bezeichnung her von dem Montag vor Achermitwoch und von dem Gebrauh der kartholischen Klöster, während der Fastenzeit Klar und Kangel mit blauem Tuch zu umhängen. Ursprünglich nannte man den Montag auch den unjmigen oder Fiebertag, weil er der Tag ausgelegener Freude und Schmauerei war. Später gaben insonderheit die Gesellen und Meister das Beiwort „blauer“ jedem Montag, an dem die Sonntagsgelage fortgesetzt wurde.

Eine einfache und dabei einleuchtendere Erklärung dafür, wie der Montag zu seiner merkwürdigen Bezeichnung gekommen ist, finden wir durch ein im Allgemeinen Volkstalester von 1825 abgedrucktes Geschichtchen: „Ein Schneidergeselle, der gern viel geistige Getränke zu sich nahm, hatte wenigstens jeden Montag einen ordentlichen Rausch, dem regelmäßig afterhand Häbel nachfolgte, die ihm sehr oft Prügel eintrugen. Er fragte einmal einen Kameraden: „Hör, Bruder Braunschweiger, warum nennt man den Montag den blauen Montag?“ — „Frage nur deinen Kuden“, entgegnete jener.“ Mit dieser Auslegung des Bruders Braunschweigers stimmt völlig überein die alte Bedeutung des Wortes „blau“ von den Nalen der Schläge.

Blauer Montag, volle Köpfe. Keere Beutel, tolle Körfe.

Nach den Ueberlieferungen darf man jedoch annehmen, daß die Gesellen ursprünglich die ihnen außer dem Montag vor Fasten sonst von den Meistern freiwillig gewährten „guten“ Montage im Allgemeinen nicht wüß verlebten. Sie bedurften der Tage, um für sich zu arbeiten und um das bis zum Dreißigjährigen Krieg durchweg bestehende Bedürfnis des Wadens zu befriedigen. Als dann brauchten sie freie Zeit, um ihren genossenschaftlichen Pflichten zu genügen. Es war ihnen nämlich verboten, an Feiertagen Versammlungen abzuhalten.

Hierzu sei bemerkt, daß das „Montagmachen“ wider den Willen der Meister, solange letztere und der Rath der Stadt noch die Nacht hatten, mit Strafen (Lohnabzügen, Haft) belegt wurde.

Auch als die Gesellen — Ende des 14. Jahrhunderts und noch mehr in den folgenden — in Vereinen erstarkt, nicht damit zufrieden waren, daß die Meister nur sobald es ihnen beliebt, sie beurlaubeten, sondern es als ihr gutes Recht forberten, daß einzelne Montage ihnen gehören müßten, begründete sie ihr Verlangen mit den oben mitgetheilten Thatsachen.

In Anbetracht der langen Arbeitszeit an den sonstigen Wertagen und bei der damaligen Sachlage wird man den Gesellen ihre Forderungen nicht verargen. Sie errangen sich den Montag bald als halben, bald als ganzen Feiertag. Die Meister wurden gezwungen, den Montag frei zu lassen bald jede Woche, bald alle vierzehn Tage. Sie waren schließlich schon zufrieden, wenn an den einen Montag sich nicht noch mehrere Feiertage angeschlossen. Sollte aber wirklich mal in einer Stadt das Feiern des Montags den Gesellen nicht erlaubt worden sein, so konnte man sicher sein, daß der Ort von den Gesellen gemieden wurde. Die Macht der Gesellen war ferner so groß, daß sie ihre Mitgesellen, ob sie wollten oder nicht, zwanagen, am Montag sich der Arbeit zu enthalten.

Bedenklich war auch eine Sitte, die in vielen Städten sich eingebürgert hatte. Jene Gesellen nämlich, die auf die Wunderschaft zu gehen beabsichtigten, fanden sich Montags in der Herberge ein. Von dort ging die Reife los. Sie wurden von den Zurüchlebenden eine Strede begleitet. Zum Abschied pflegte man dann im Freien noch einmal kräftig zu trinken. Häufig soll der ganze Montag einer solchen Abschiedsfeier gewidmet gewesen sein.

Schließlich entartete die Einrichtung des „guten Montags“, Schritt haltend mit dem Niedergang der deutschen Kultur nach dem Dreißigjährigen Krieg und mit der Entartung der Zünfte.

Die Gesellen begnügten sich meist nicht mehr mit dem einen Tag, den sie ihren Meistern abgenommen hatten. Die üblichen Zeremonien, die an und für sich schon entgegen dem früheren Charakter des „guten Montags“ wüß betrieben wurden, setzte man häufig an den andern Wertagen fort. Die Gesellen durften erst zur Arbeit zurückkehren, wenn es ihren Mitgesellen und andern Oberen postie und diese die Tafelrunde aufgehoben hatten.

Die Stadtgemeinden und Landesherrn, auf die inzwischen die Polizeigewalt der Innungen über die Gesellen übergegangen war, suchten den blauen Montag, der durch das zuchtlose Treiben der Gesellen lästig wurde, zu beseitigen und dem Uebel durch drastische Strafen zu steuern. Ein Beispiel besonders rigorosor Strenge: Als in Berlin die Petrifirche erbaut wurde, weigerten sich einfr die Maurergesellen, am Montag zu arbeiten. Infolgedessen war es zu unruhigen Auftritten gekommen. Von Obrigkeit wegen griff man kurzen Prozeß: Man griff aus der Menge der Gesellen einen beliebigen als „Mädelsführer“ heraus. Der arme Kerl wurde gehängt, die andern ließ man laufen — der blaue Montag hatte seinen Märtyrer.

Landreformen in Spanien.

Die traurige wirtschaftliche Lage der Landbevölkerung in Spanien ist bekannt. In den Provinzen, wo der Unverland der Bodenbesitzer Jahrhundert hindurch in den Waldungen gewüßt hat, daß die kalten Gebirge den Regenniederschlag nicht aufzulaparen vermögen, um das dürrende Land zu tränken, gewinnt der Bauer nur mit Mühe dem Boden eine dürftige Ernte ab, wenn er nicht gar Mißwachts zu erwarten hat, in den fruchtbareren Gebieten, deren Bodenreichtum fast unerschöpflich scheint, fehlt es an Transportmitteln, die Bodenprodukte zu vermarkten, sodas selbst der reichste Segen dem gesammten Lande nicht zum Vortheil wird. Die Unfähigkeit der Regierungen, in denen die Parteien über der Fehde um die Vorherrschaf wenig Zeit für die ökonomischen Interessen des Landes hatten, so lange nur die Kolonien ausgebeutet werden konnten, hat den Uebelständen nicht abzuhelfen vermocht und ein bemerkenswertes Zeichen der Lage ist es, daß die Auswanderung aus den Nothstandsgebieten außerordentliche Dimensionen angenommen hat. Vorkurzum wollten noch zwei ganze Dörfer, das eine in der Provinz Salamanca, das andre in der Provinz Burgos gelegen, nach Amerika auswandern, und nur den Gewaltmaßregeln der Behörden gelang es, die Einwohner dieser gänzlich verarmten Ortschaften von ihrem Beschlusse abzubringen.

Nun steht Hilfe in Aussicht und zwar aus der Bevölkerung heraus, die nun mit Reformforderungen vor die Regierung treten wird. In Valladoliz hat kürzlich eine Versammlung von Landwüthen aus 4 Provinzen stattgefunden, die eine Reihe der nothwendigsten wirtschaftlichen und agrarischen Aufgaben zusammenstellte. Um der Auswanderung arbeitsfähiger Elemente vorzubeugen, sollen auf Staatskosten die weiten Streden brachliegender Ländereien urbar gemacht, und die Berge, die zum dauernden Schaden des Bodens und der klimatischen Verhältnisse des ganzen Landes der Waldungen bebraut wurden, wieder aufgeforstet werden. Ferner sollen die von häufigen Dürrern heimgesuchten Gebiete mit Brunnenanlagen und Staüdämmen versehen und mit Bewässerungskanaln durchzogen werden, womit in der Provinz Valladolid bereits ein erster Versuch gemacht worden. Der dort angelegte Kanal erhält sein Wasser vom Duerosfluß und wird auf eine Länge von 35 Kilometer eine Gegend von 3500 Hektaren bewässern. Damit der Abgab der Bodenprodukte, Feldfrüchte und Obst, aus den reicheren Provinzen sich in besserer Weise bewerkstelligen lasse, sollen Staat und Gemeinden zusammen neue Landstraßen stellen und Eisenbahnen bauen.

Andere Forderungen betreffen die Aufhebung jeben Oktrois und Ersatz der indirekten durch direkte Steuern, eine durchgreifende Reform der bestehenden Einkommen- und Vermögenssteuer, besonders mit stärkerer Heranziehung der inBankwerten angelegten Kapitalien. Zugleich soll eine Neuaufrahme der Steuereinschätzungen stattfinden, da sich geradezu die größten Grundbesitzer durch falsche Einschätzungen selber einer gerechten Besteuerung zu entziehen wußten. Der im Tabaksmonopolgesetz verbotene freie Anbau des Tabaks soll gestattet werden, und die Alkoholsteuer eine Herabsetzung erfahren. Das sind die wichtigsten Forderungen die der Agrarkongress von Valladolid aufgestellt hat, und die Regierung wird nicht umhin können, die Verwirklichung dieses Programmes ernsthaft angelegen sein zu lassen, wenn es ihr um den wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritt Spaniens zu tun ist.